

50]

## Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Meyø.

Pelle wollte gern mal Karussell fahren. „Denn will ich auch was haben, was mich rund herum dreht,“ sagte Lasse und ging hin und bestellte sich eine Tasse Kaffee mit Brauntwein. „Es gibt Leute, die können so aus einer Wirtschaft raus und in die andere rein gehen, ohne daß es ihrem Geldbeutel was anhat,“ sagte er, als er heraustrat. „Es könnt ganz amüßant sein, das auch mal zu versuchen, bloß ein Jahr. — Ist!“ Dort bei Max Alexanders „Grünen Haus“ stand Karussell ganz allein und sah sich sehnsüchtig um. Lasse zog Pelle in einem großen Wagen um das Haus herum.

„Da steht ja Madam Olsen bei einem fremden Mann!“ sagte Pelle plötzlich.

„Wo?“ Lasse zuckte zusammen. — Ja, da stand sie ja, in Begleitung eines Mannes! Und wie eifrig sie redete! Sie gingen an ihr vorüber, ohne sich aufzuhalten — da konnte sie ja selbst wählen.

„Herrjehaja! so wartet doch ein bißchen!“ rief Madam Olsen und kam gerannt, so daß die Röde ihr um die Beine schlug; sie war runderlich und sanft wie immer und strotzte aus vielen Schichten guter, selbstgewebter Kleider — nichts an ihr war knapp.

Sie gingen zusammen aufwärts und redeten eine Weile von gleichgültigen Dingen. Hin und wieder wechselten sie einen Blick und sahen nach dem Jungen hin, der ihnen im Wege war. Sie mußten so vernünftig gehen und wagten nicht einmal, sich anzurühren — er litt nicht die geringste Länderei.

Oben am Pavillon war es jetzt ganz schwarz von Menschen, man konnte kaum einen Schritt gehen, ohne auf Bekannte zu stoßen. „Das is noch schlimmer, als wenn die Bienen schwärmen,“ sagte Lasse, „es hat keinen Zweck, sich da hineinzuwagen.“ An einer Stelle führte die Bewegung hinaus, und ihr folgend, gelangten sie in ein Tal hinab, wo ein Mann stand und schrie und mit den Fäusten auf eine Rednertribüne schlug. Das war eine Missionsversammlung; die Zuhörer lagen in kleinen Gruppen hoch an den Abhängen hingelagert, ein Mann in langem schwarzen Gewand ging still von Gruppe zu Gruppe und verkaufte kleine Schriften. Er war weiß im Gesicht und hatte einen dünnen, roten Bart, der tief herabfiel.

„Siehst Du den da?“ flüsterte Lasse und stieß Pelle an. „Herr Du meines Lebens, das is ja der lange Ole — und einen Handschuh hat er auf der zerquetschten Hand. — Das is der, der die Sünde auf sich nehmen muß, weil Per Olsen falsch geschworen hat,“ wandte sich Lasse erklärend an Madam Olsen. „Er stand an der Maschine, damals als Per Olsen mit seinen drei Fingern bezahlen sollt, und da wurden es statt dessen seine. Er kann sich nu aber doch über den Tertum freuen, denn sie sagen, er hat einen großen Stein im Brett bei den Heiligen. Und sein von Haut is er geworden wie ein Fräulein — das is was anderes als auf Stengaarden Mist fahren. Es soll mir ein Pläster sein, ihm mal wieder guten Tag zu sagen.“

Lasse war ganz stolz darauf, mit dem Manne zusammen gebient zu haben, er stellte sich vor den anderen auf und wollte Eindruck auf seine Freundin machen, indem er so recht derbe: „Guten Tag, Du, Ole!“ sagte. Der lange Ole war bei der nächsten Gruppe, nun kam er zu ihnen und wollte ihnen die Traktate hinhalten. Aber ein Blick auf Lasse veranlaßte ihn, Hände und Augen zurückzuziehen; er senkte tief auf und ging gesenkten Hauptes zu der nächsten Gruppe.

„Habt Ihr woll gesehen, wie er die Augen in 'n Kopf verdreht hat?“ sagte Lasse spöttisch. „Wenn Dred kommt zu Ehren, weiß es sich nicht zu geben!“ Er hatt ja auch 'ne Uhr in der Tasche und lange Kleider an — früher hatt er nich mal 'n Hemd auf 'm Leibe. Und ein gottloser Kerl war er! Aber der Teufel sorgt für die seinen, wie das Sprichwort sagt; und er wird ihm auch woll vorwärts geholfen haben, indem er die Blöße an der Maschine verkaufte. Da haben sie den lieben Gott wirklich angeführt, so daß ihm die Augen überliefen.“

Madam Olsen suchte Lasse zu beschwichtigen, aber der Kaffee mit Brauntwein stieg zusammen mit dem Zorn in ihm auf. „Also er will ehrenhafte Leute nich kennen, die das ihre

auf ehrliche Weise und nich mit Schwindeleien erwerben! Sie sagen ja, daß er jetzt der Liebste von all den Bauernfrauen is, wo er hinkommt, aber einmal hat er sich mit der Sau begnügen müssen.“

Die Leute fingen an, sich nach ihnen umzusehen, und Madam Olsen nahm Lasse sehr bestimmt beim Arm und zog mit ihm ab.

Die Sonne stand jetzt tief am Himmel. Oben auf dem Platz winnelte es von Menschen, die rund herumtrampelten wie in einer Treitmühle; von Zeit zu Zeit kam ein betrunkenener Mann gestürzt und bahnte sich einen breiten Weg durch die Volksmenge. Unten vom Platz her brodelte der Lärm herauf: Leierkasten, die ein jeder seine Melodie aborgelten, Ausrufer, die Orchester der Tanzböden und das taftigste Stampfen eines Schottischen oder Rheinländers. Die Frauen gingen in Haufen und schlenderten auf und nieder, lange Blicke nach den Schantzelten hineinwerfend, wo ihre Mannsleute saßen; einige stellten sich an die Bektöffnungen auf und machten lockende Zeichen hinein.

Ganz tief unter den Bäumen stand ein Knallbetrunkenener und tastete an einem Baumstamm in die Höhe, neben ihm stand ein Mädchen und weinte in die schwarze Damastschürze hinein. Pelle betrachtete sie lange, die Kleider des Durchein waren in Unordnung und er stürzte sich mit einem blöden Grinsen über das Mädchen, wenn sie weinend versuchte, seine Kleidung zu ordnen. Als Pelle sich umwandte, waren Lasse und Madam Olsen ihm im Gedränge verschwunden.

Sie waren wohl langsam vorausgegangen und er ging hinab, die ganze Straße zu Ende. Dann kehrte er mürrisch um und begab sich auf den Platz zurück; er bohrte sich in den Strom hinein und wieder heraus und hatte seine Augen überall. „Habt Ihr Vater Lasse nicht gesehen?“ fragte er kläglich, wenn er Bekannte traf.

Mitten in dem dichtesten Schwarm ging ein großer Mann und defamierte glücklich, die Stirn in den Wolken. Er war einen Kopf größer als die anderen und sehr breit, er wollte alle umarmen. Sie wichen schreiend zur Seite, so daß ein breiter Weg entstand, wo er ging. Pelle hielt sich hinter ihm und drang durch die dichteste Menge hindurch; da drinnen standen Gerichtsdienner und Holzwärter, jeder auf dem ihm angewiesenen Posten, auf dicke Knüttel gestützt. Sie hielten Wache mit Augen und Ohren, mißachten sich aber in nichts ein. Man sagte, sie hätten Handeisen in der Tasche.

Pelle war auf seiner verzweifelten Suche den Weg hinuntergekommen. Wagen auf Wagen arbeitete sich vorsichtig durch die Dunkelheit unter den Bäumen, dann rollten sie weiter in dem blendenden Abendlicht und bogen mit lautem Knallen auf die Landstraße ein. Das waren „die Heiligen“, die nach Hause fuhren.

Er überlegte, wie spät es wohl sein möge, und fragte einen Mann, wieviel die Uhr sei. Keun! Pelle mußte laufen, um nicht zu spät nach dem Wagen zu kommen. Auf dem Wagen saßen Karl Johann und die blonde Marie und aßen. „Komm herauf und is auch!“ sagten sie. Pelle hatte einen Heißhunger, er vergaß alles, während er aß. Aber dann fragte Karl Johann nach Lasse, und nun meldete sich die Qual von neuem.

Karl Johann war ärgerlich; auch nicht ein einziger hatte sich beim Wagen eingefunden, obwohl es die verabredete Zeit war.

„Jetzt ist es am besten, wenn Du Dich in unserer Nähe hältst,“ sagte er, als sie hinausgingen, „sonst kommst Du leicht totgeschlagen werden.“

Oben am Baldestrand kam Gustav gelaufen. „Hatt keiner von Euch Bodil gesehen?“ fragte er keuchend. Seine Kleider waren aufgerissen und sein Vorhemd war mit Blut bedeckt. Er jagte stöhnend weiter und verschwand unter den Bäumen. Da drinnen war es ganz dunkel, aber der Platz lag in einem seltsamen Licht da, das nirgends herkam, sondern von dem fliehenden Tage hinterlassen zu sein schien. Die Gesichter sauchten gespensterhaft bleich auch da draußen im Licht — oder wirkten wie schwarze Löcher darin, um plötzlich hervorzubrechen, tiefrot vor Blutbrand.

Die Menschen taumelten umher in wirren Haufen, kreischend und lärmend. Verliebte Paare vergaßen sich im

Gewimmel. Zwei Männer kamen gegangen, liebevoll hingen sie einander am Gasse; plötzlich lagen sie am Boden und wälzten sich in einer Prügelei. Andere mischten sich dahinein und nahmen Partei, ohne sich um die Erklärungen zu kümmern.

Dann kam die Obrigkeit und schlug mit den Stöcken drein; wer nicht davonlief, ward gebunden und in einen leeren Stall geworfen.

Pelle war ganz krank und hielt sich dicht an Karl Johann, es durchzuckte ihn jedesmal, wenn sich eine Bande ihnen näherte. „Wo ist Vater Lasse?“ sagte er kläglich. „Woll'n wir nich hin und ihn suchen?“

„Ach, halt den Mund!“ rief der Großknecht, der da stand und sich aufregte, seine Kameraden zu entdecken. Er war wütend über diese Nachlässigkeit. „So steh doch nich da und heul! Lauf lieber runter nach dem Wagen und sieh zu, ob da wer gekommen is.“

Pelle mußte daran, so unheimlich es ihm war, sich unter die Bäume zu wagen. Das Laub hing lauschend still, aber von oben von dem Platz her ward der Lärm in Schauern hier hinabgetrieben, und in der Finsternis unter den Bäumen rührte sich das Leben pustelnd und nahm Stimmen der Freude und des Weinens an. Plötzlich drang ein Kreischen durch den Wald und ließ ihn in die Knie sinken.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Er laßt die Hand küssen.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

(Schluß.)

Ein paarmal war die Sonne auf- und untergegangen, da stand eines Morgens Herr Fritsch an der Gartenpforte und blickte auf die Landstraße hinaus. Lau und leise wehte der Wind über die Stoppelfelder, die Atmosphäre war voll feinen Staubes, den die Allverklärerin Sonne durchleuchtete und goldig schimmern ließ. Ihre Strahlen bildeten in dem beweglichen Element reizende kleine Milchstraßen, in denen Milliarden von winzigen Sternchen aufblitzten. Und nun kam durch das flimmernde, langende Atomen- und Gewimmel eine schwere, graue Wolkensäule, bewegte sich immer näher und rollte endlich so nahe an der Pforte vorbei, daß Fritsch deutlich unterscheiden konnte, wen sie umhüllte. Zwei Heubuden waren es und Mischka. Er sah blaß aus und höhläugig wie der Tod und wandte beim Sehen. In den Armen trug er sein Kind, das die Händchen um seinen Hals geschlungen, den Kopf auf seine Schulter gelegt hatte und schlief. Fritsch öffnete das Tor, schloß sich der kleinen Karawane an, holte rasch einige Erkundigungen ein und schwebte dann, ein Papagei im Taubensfluge, ins Haus, über die Treppe, in den Saal hinein, in dem meine Großmutter eben die sonnenabendliche Ratsversammlung hielt. Der Kammerdiener, von dem Glücksgefühl getragen, das Bedientenseelen beim Ueberbringen einer neuesten Nachricht zu empfinden pflegen, rundete ausdrucksvoll seine Arme und sprach, vor Wonne fast flapsend: „Der Mischka laßt die Hand küssen. Er ist wieder da.“

„Wo war er?“ fragte meine Großmutter.  
„Mein Gott, hochgräfliche Gnaden! —“ lispelte Fritsch, schlug mehrmals schnell nacheinander mit der Zunge an den Gaumen und blickte die Gebieterin so zärtlich an, als die tiefste, unterwürfigste Anechtshaft es ihm nur irgend erlaubte. „Wo wird er gewesen sein . . . Bei seiner Geliebten. Ja,“ bestätigte er, während die Herrin, empört über diesen frechen Ungehorsam, die Stirn runzelte, „ja, und gewehrt hat er sich gegen die Heubuden, und dem Janko hat er, ja, beinahe ein Auge ausgeschlagen.“

Meine Großmutter fuhr auf: „Ich hätte wirklich Lust, ihn henken zu lassen.“

Alle Beamten verneigten sich stumm; nur der Oberförster warf nach einigem Zagen die Behauptung hin: „Hochgräfliche Gnaden werden es aber nicht tun.“

„Woher weiß er das?“ fragte meine Großmutter mit der strengen Herrscherminne, die so vortrefflich wiedergegeben ist auf ihrem Bilde und die mich gruseln macht, wenn ich im Ahnensaal an ihm vorübergehe. „Daß ich mein Recht über Leben und Tod noch nie ausgeübt habe, bürgt nicht dafür, daß ich es nie ausüben werde.“

Wieder verneigten sich alle Beamten, wieder trat Schweigen ein, das der Inspektor unterbrach, indem er die Entscheidung der Gebieterin in einer wichtigen Angelegenheit erbat. Erst nach beendigter Konferenz erkundigte er sich, gleichsam privatim, nach der hohen Verfügung betreffs Mischka.

Und nun beging meine Großmutter jene Uebereilung, von der ich im Anfang sprach.

„Fünfzig Stodprügel,“ lautete ihr rasch gefällter Urteilspruch; „gleich heute, es ist ohnehin Samstag.“

„Der Samstag war nämlich zu jener Zeit, deren Sie,“ diesem Worte gab der Graf eine besondere, sehr schallhafte Betonung — „sich unmöglich besinnen können, der Tag der Exekutionen. Da wurde die Pant vor das Amtshaus gestellt . . .“

„Weiter, weiter!“ sagte die Gräfin, „halten Sie sich nicht auf mit unnötigen Details.“

Zur Sache denn! — An demselben Samstag sollten die letzten Gäste abreisen, es herrschte große Bewegung im Schlosse, meine Großmutter, mit den Vorbereitungen zu einer Abschiedsüber-raschung, die sie den Scheidenden bereiten ließ, beschäftigt, kam spät dazu, Toilette zum Diner zu machen, und trieb ihre Kammer-zosen zur Eile an. In diesem allerungünstigsten Momente ließ der Doktor sich anmelden. Er war unter allen Dignitären der Herrin derjenige, der am wenigsten in Gnaden bei ihr stand, berodiente es auch nicht besser, denn einen langweiligeren, schwer-fälligeren Bedanten hat es nie gegeben.

Meine Großmutter befahl, ihn abzuweisen, er aber kehrte sich nicht daran, sondern schidte ein zweites Mal und ließ die hochgeborene Frau Gräfin untertänigst um Gehör bitten, er hätte nur ein paar Worte über den Mischka zu sprechen.

„Was will man denn noch mit dem?“ rief die Gebieterin; „gebt mir Ruhe, ich habe andere Sorgen.“

Der zudringliche Arzt entfernte sich murrend. Die Sorgen aber, von denen meine Großmutter gesprochen hatte, waren nicht etwa frivole, sondern solche, die zu den pein-vollsten gehören — Sorgen, für die Ihnen, liebe Freundin, allerdings das Verständnis und infolgedessen auch das Mitleid fehlt — Poetensorgen.

„O mein Gott!“ sagte die Gräfin unbeschreiblich wegwerfend, und der Erzähler entgegnete:

„Verachten Sie's, soviel Sie wollen, meine Großmutter besaß poetisches Talent, und es manifestierte sich deutlich in dem Schäferpiel „Les adieux de Chloë“ (Der Abschied Chloës), das sie gedichtet und den Darstellern selbst einstudiert hatte. Das Stückchen sollte nach der Tafel, die man im Freien abhielt, aufgeführt werden, und der Dichterin, obwohl sie ihres Erfolges ziemlich sicher war, bemächtigte sich, je näher der entscheidende Augenblick kam, eine desto weniger angenehme Unruhe. Beim Dessert, nach einem feierlichen, auf die Frau des Hauses ausgebrachten Toast, gab jene ein Zeichen. Die mit Laub überflochtenen Wände, welche den Einblick in ein aus beschnittenen Buchenheiden gebildetes Halbrund verdeckt hatten, rollten auseinander, und eine improvierte Bühne wurde sichtbar. Man erblickte die Wohnung der Hirtin Chloë, die mit Rosenblättern bestreute Moosbank, auf der sie schlief, den mit Tragant übersogenen Hausaltar, an dem sie betete, und den mit einem rosafarbenen Band umtundenen Kofen, an dem sie die schneeig weiße Wolle ihrer Lämmchen spann. Als idyllische Schäferin besaß Chloë das Geheimnis dieser Kunst. Nun trat sie selbst aus einem Tagusgange, und hinter ihr schritt ihr Gefolge, darunter ihr Lieblich, der Schäfer Martil. Alle trugen Blumen, und in vortrefflichen Alexandrinern teilte nun die zarte Chloë dem aufmerksam lauschenden Publikum mit, dies seien die Blumen der Erinnerung, gepflückt auf dem Felde der Treue, und bestimmt, dargebracht zu werden auf dem Altar der Freundschaft. Gleich nach dieser Eröffnung brach ungemessener Jubel im Auditorium los und steigerte sich von Vers zu Vers. Einige Damen, die Racine kannten, erklärten, er könne sich vor meiner Großmutter verstellen, und einige Herren, die ihn nicht kannten, bestätigten es. Sie aber konnte über die Echtheit des Enthusiasmus, den ihre Dichtung erweckte, nicht in Zweifel sein. Die Ovationen dauerten noch fort, als die Herrschaften schon ihre Wagen oder ihre Pferde bestiegen hatten und teils in stattlichen Equipagen, teils in leichten Fuhrwerken, teils auf flinken Rossen aus dem Hoftor rollten oder sprenkten.

Die Herrin stand unter dem Portal des Schlosses und winkte den Scheidenden grüßend und für ihre Höflichkeit dankend zu. Sie war so friedlich und fröhlich gestimmt, wie dies einem Selbstherrscher auch des kleinsten Reiches, selten zuteil wird. Da — eben im Begriffe, sich ins Haus zurückzuwenden, gewahrte sie ein altes Weiblein, das in respektvoller Entfernung vor den Stufen des Portals kniete. Es hatte den günstigen Augenblick wahrgenommen und sich durch das offenstehende Tor, im Gewirr und Gedränge unbemerkt hereingeschlichen. Jetzt erst wurde es von einigen Lakaien erblickt. Sogleich rannten sie, Herrn Fritsch an der Spitze, auf das Weiblein zu, um es gröblich hinwegzuschaffen. Zum allgemeinen Erstaunen jedoch winkte meine Großmutter die dienstfertige Meute ab und befahl zu fragen, wer die Alte sei und was sie wolle. Im nämlichen Moment räusperte sich's hinter der Gebieterin und nieste, und den breitkrempigen Hut in der einen Hand und mit der anderen die Tabaksdose im Busen verbergend, trat der Herr Doktor bedächtig heran. „Es ist, hm, hm, hochgräfliche Gnaden werden entschuldigen,“ sprach er, „es ist die Mutter des Mischka.“

„Sich wieder Mischka, hat das noch immer kein Ende mit dem Mischka? . . . Und was will die Alte!“

„Was wird sie wollen, hochgräfliche Gnaden? Bitten wird sie für ihn wollen, nichts andres.“

„Was denn bitten? Da gib's nichts zu bitten.“

„Freilich nicht, ich habe es ihr ohnehin gesagt, aber was nußt's? Sie will doch bitten, hm, hm.“

„Ganz umsonst, sagen Sie ihr das. Soll ich nicht mehr aus dem Garse treten können, ohne zu sehen, wie die Gartenarbeiter ihre Geliebten umarmen?“

Der Doktor räusperte sich, und meine Großmutter fuhr fort: „Auch hat er seinen Vater halbtot geschlagen.“

„Hm, hm, er hat ihm eigentlich nichts getan, auch nichts tun wollen, nur abhalten, die Mutter nicht ganz totzuschlagen.“

„So?“

„Ja, hochgräfliche Gnaden. Der Vater, hochgräfliche Gnaden, ist ein Mistvieh, hat einen Zahn auf den Mischka, weil der der Mutter seiner Geliebten manchmal ein paar Kreuzer zukommen läßt.“

„Wem?“

„Der Mutter seiner Geliebten, hochgräfliche Gnaden, ein erwerbsunfähiges Weib, dem sozusagen die Quellen der Subsistenzmittel abgehauen worden sind . . . dadurch, daß man die Tochter fortgeschickt hat.“

„Schön gut, schon gut! . . . Mit den häuslichen Angelegenheiten der Leute verschonen Sie mich, Doktor, da mische ich mich nicht hinein.“

„Der Doktor schob mit einer breiten Geberde den Hut unter den Arm, zog das Taschentuch und schneuzte sich diskret. „So werde ich also der Allen sagen, daß es nichts ist.“ Er machte, was die Franzosen une fausse sortie (ein Scheinmanöver) nennen, und setzte hinzu: „Freilich, hochgräfliche Gnaden, wenn es nur wegen des Vaters wäre . . .“

„Nicht bloß wegen des Vaters, er hat auch dem Janke ein Auge ausgeschlagen.“

Der Doktor nahm eine wichtige Miene an, zog die Augenbrauen so hoch in die Höhe, daß seine dicke Stirnhaut förmliche Wülste bildete, und sprach: „Was dieses Auge betrifft, das sitzt fest und wird dem Janke noch gute Dienste leisten, sobald die Geschwulst, die sich durch den erhaltenen Faustschlag gebildet hat, aufgejagt sein wird. Gätte mich auch gewundert, wenn der Mischka imstande gewesen wäre, einen kräftigen Hieb zu führen nach der Behandlung, die er von den Heiducken erfahren hat. Die Heiducken, hochgräfliche Gnaden, haben ihn übel zugerichtet.“

„Seine Schuld; warum wollte er ihnen nicht gutwillig folgen.“

„Freilich, freilich, warum wollte er nicht? Vermutlich, weil sie ihn vom Sterbette seiner Geliebten abgeholt haben — da hat er sich schmer getrennt . . . Das Mädchen, hm, hm, war in anderen Umständen, soll vom Vater des Mischka sehr geprügelt worden sein, bevor sie die Wanderung angetreten hat. Und dann — die Wanderung, die weit ist, und die Person, hm, hm, die immer schwach gewesen ist . . . kein Wunder, wenn sie am Ziele zusammengebrochen ist.“

Meine Großmutter vernahm jedes Wort dieser abgebrochenen Sätze, wenn sie sich auch den Anschein zu geben suchte, daß sie ihnen nur eine oberflächliche Aufmerksamkeit schenkte. „Eine merkwürdige Verkettung von Fatalitäten,“ sprach sie, „vielleicht eine Strafe des Himmels.“

„Wohl, wohl“, nickte der Doktor, dessen Gesicht zwar immer seinen gleichmütigen Ausdruck behielt, sich aber allmählich purpurrot gefärbt hatte. „Wohl, wohl, des Himmels, und wenn der Himmel sich bereits dreingelegt hat, dürfen hochgräfliche Gnaden ihm vielleicht auch das weitere in der Sache überlassen . . . ich meine nur sol“ schaltete er, seine vorlaute Schlussfolgerung entschuldigend, ein — „und dieser Bettlerin“, er deutete nachlässig auf die Mutter Mischkas, „huldbollst ihre flehentliche Bitte erfüllen.“

Die knieende Alte hatte dem Gespräch zu folgen gesucht, sich aber mit keinem Laut daran beteiligt. Ihre Zähne schlugen vor Angst aneinander, und sie sank immer tiefer in sich zusammen.

„Was will sie denn eigentlich?“ fragte meine Großmutter.

„Um acht Tage Aufschub, hochgräfliche Gnaden, der ihrem Sohne diktierten Strafe, untersteht sie sich zu bitten, und ich, hochgräfliche Gnaden, unterstütze das Gesuch, durch dessen Genehmigung der Gerechtigkeit besser Genüge geschähe, als heute der Fall sein kann.“

„Warum?“

„Weil der Delinquent in seinem gegenwärtigen Zustande den Vollzug der ganzen Strafe schwerlich aushalten würde.“

Meine Großmutter machte eine unwillige Bewegung und begann langsam die Stufen des Portals niederzusteigen. Freilich sprang hinzu und wollte sie dabei unterstützen. Sie aber winkte ihn hinweg: „Geh aufs Amt,“ befahl sie, „Mischka ist begnadigt.“

„Ah!“ stieß der treue Knecht bewundernd hervor und enteilte, während der Doktor bedächtig die Uhr aus der Tasche zog und leise vor sich hinbrummte: „Hm, hm, es wird noch Zeit sein, die Exekution dürfte eben begonnen haben.“

Das Wort „begnadigt“ war von der Alten verstanden worden; ein Geminsel der Nahrung, des Entzündens drang von ihren Lippen, sie fiel nieder und brühte, als die Herrin näher trat, das Gesicht auf die Erde, als ob sie sich vor so viel Größe und Hoheit dem Boden förmlich gleichzumachen suche.

Der Blick meiner Großmutter glitt mit einer gewissen Scheu über dieses Bild verführerischer Demut: „Steh auf“, sagte sie und — zuckte zusammen und horchte . . . und alle Anwesenden horchten erschauernd, die einen starr, die anderen mit dem albernsten Nicken des Entsetzens. Aus der Gegend des Amtshauses hatten die Rufe einen gräßlichen Schrei herübergetragen. Er schien ein Echo geweckt zu haben in der Brust des alten Weibleins, denn es erhob stöhnend den Kopf und murmelte ein Gebet . . .

„Nun?“ fragte einige Minuten später meine Großmutter den atemlos herbeistürzenden Freilich: „Hast Du's bestellt?“

„Zu dienen“, antwortete Freilich, und brachte es diesmal statt zu seinem süßen Lächeln nur zu einem kläglichen Grimas: „Er läßt die Hand küssen, er ist schon tot.“ —

„Fürchterlich!“ rief die Gräfin aus, und das nennen Sie eine friedliche Geschichte?“

„Berzählen Sie die Krieglisi, Sie hätten mich ja sonst nicht angehört“, erwiderte der Graf. „Aber vielleicht begreifen Sie jetzt, warum ich den sanftmütigen Nachkommen Mischkas nicht aus dem Dienst jage, obwohl er meine Interessen eigentlich recht nachlässig vertritt.“

## Ein berühmter Theaterskandal.

Von Albert Fried.

Der 13. März 1861 war einer der stürmischsten Tage im Leben Richard Wagners: die Pariser „Lannhäuser“-Aufführung, die tief in sein künstlerisches Dasein eingriff und nicht minder stark sein Familienleben berührte, fand am Abend dieses Tages statt, ein Ereignis, von dem er eine vollkommene, seine ganzen Verhältnisse günstig gestaltende Wendung erhoffte, und das für ihn gerade deshalb zu einem vernichtenden Schlage wurde, weil die Ursachen dieser Bühnenniederlage die dümmsten und lächerlichsten waren.

Die Geschichte dieser Pariser „Lannhäuser“-Aufführung ist sehr interessant; sie hat eine Vorgeschichte besonderer Art und ein Nachspiel. Die bekannte Fürstin Pauline Metternich, die Veranstalterin dieser Aufführung, hat sich verschiedentlich über die damaligen Ereignisse geäußert, doch stand sie diesen zum Teil persönlich so nahe, um sie völlig unparteiisch überblicken zu können. Zahlreiche andere aber, die der Aufführung als Zuschauer unparteiischer gegenüberstanden, haben uns näheres darüber berichtet.

Die Schicksalstragödie dieser Aufführung begann bereits mit der Uebersetzung des „Lannhäuser“ ins Französische, die auf eigenartige Weise zustande kam; Rudolf Lindau, der sich damals in Paris aufhielt, hatte eine Prosaübersetzung des Textes für den des Deutschen unkundigen Edmund Roche angefertigt, der daraus die poetische Uebersetzung machen sollte. Roche war ein kunstsiniger Zollbeamter, der dem Meister bei einem Streit mit Beamten des Bahnhofsollamtes beigegeben und auf diese Weise seine Bekanntschaft gemacht hatte. Rudolf Lindau aber hatte vereinbart, daß er als Mitübersetzer des „Lannhäuser“ auf dem Theaterzettel genannt würde, und Wagner hatte beiden, Lindau und Roche, einen Teil seiner Autorenrechte versprochen. Lindau aber stellte, wie Olivier berichtet, bis zu dem geforderten Termin nur den ersten Akt fertig und veranlaßte auf Roches Drängen einen gewissen Dubivier, die Arbeit in einer Nacht zu beendigen. Obwohl nun Wagner bald erkannte, daß Lindau ihn meist völlig mißverstanden hatte, bemühte er sich doch selbst, die Uebersetzung für Roche mündgerecht zu machen, die jedoch von den Direktoren der Großen Oper abgelehnt wurde. Da trat noch ein dritter, Truinet, dessen Theatername Ruittier lautete, hinzu und machte eine sich der Musik anpassende Uebersetzung, in der die besten Verse Roches Verwendung fanden. Obwohl nun Wagner aller Verpflichtungen gegen Lindau ledig zu sein glaubte, erhob dieser Klage gegen ihn. Der Termin fand noch vor der Aufführung statt, und Olivier sagte damals in seiner Rede vor Gericht: „Die Musik Wagners ist die Musik der Zukunft; sie wird noch lange leben, wenn man längst die Namen seiner leidenschaftlichen Angreifer vergessen haben wird.“ Der Gerichtshof wies denn auch Lindau mit seinen Ansprüchen ab.

Das war die Introduction zu dem Drama des 13. März. Es hatte ohnehin einer Intrige bedurft, den „Lannhäuser“ bei der Oper anzubringen. Die junge Fürstin Metternich, deren Bekanntschaft der Künstler in Breznitz bei Wien gemacht hatte, und die als Gattin des österreichischen Gesandten in Paris weilte, hatte Wagner versprochen, ihren Einfluß für ihn geltend zu machen. Wagner hatte eben in der Seinestadt, um seine Verhältnisse aufzubessern, drei Konzerte gegeben, die ihm statt des erhofften pekuniären Erfolges ein Defizit von 11 000 Franken eintrugen, das glücklicherweise eine Freundin Liszts, Madame Kalerghi, eine geborene Gräfin Nesselrode, deckte. So wurde die von der Fürstin Metternich angebotene Hilfe der letzte Rettungsanker. An einem der Montags-Empfangsabende der Kaiserin Eugenie nahm die Fürstin dem Kaiser Napoleon das Versprechen ab, den „Lannhäuser“ geben zu lassen, und der Auftrag wurde noch während jenes Empfanges dem anwesenden Leiter der Hofoper vom Kaiser selbst, der keine Ahnung von Wagner und seinen Werken hatte, gegeben.

Nach Bewältigung ungeheurer Schwierigkeiten begannen die Proben, und es schien sich alles gut anzulassen. „Wagner forderte mich auf“, so erzählt Malwida von Meysenbug, „in die erste vollständige Orchesterprobe zu kommen. Es waren nur wenige Bevorzugte im großen Opernhause gegenwärtig, von Damen nur Wagners Frau und ich. So hörte ich denn zum erstenmal vollständig vom Orchester diese Musik, die so lange das Ziel meiner Sehnsucht gewesen war, und ich war davon ergriffen, wie von etwas Heiligem, davon berührt wie von dem Hauch der Wahrheit. Es ging auch alles wunderschön, und nach dem herrlichen Sertett, wo die Minnesänger den wiedergefundenen Lannhäuser begrüßen, erhob sich das Orchester wie ein Mann und brachte Wagner ein freudiges Hoch der Begeisterung aus. Es war 1 Uhr in der Nacht, als die Probe zu Ende war.“

Man sieht, in welcher Weise auf die Künstler und Kunstkenner das Werk und die Aufführung wirkte. Gleichwohl ging bereits nach dieser Probe der Hexensabbat los. Die Meysenburg berichtet weiter: „Indes kurz nach dieser Probe trübten sich leider die Ausichten auf ein schönes Gelingen. Die schadenfrohen Kobolde, die so gern einen idealen Moment im Menschenleben bereiten, waren geschäftig und bliesen von allen Seiten Wolken des Mißmuts, des Neides, der Ungunst auf. Politische Grubler waren unzufrieden, daß es die Fürstin Metternich war, die zunächst die Einführung des dem französischen Temperament so ganz fremden Kunstwerks veranlaßt hatte. Die Presse war unzufrieden, weil Wagner nicht wie Meyerbeer u. a. getan, den Rezensenten seine Diner gab, um ihren Geschmack im Voraus zu bestechen. Die Claque, die sonst von jedem Komponisten förmlich engagiert wurde, war von Wagner geradezu verbannt und schäumte natürlich vor Wut. Auch im Orchester entstandene Parteien, besonders war der sehr unsfähige Dirigent feindlichen Sinnes geworden. Wir, die Freunde und Anhänger, beklagten es tief, daß Wagner anfangs abgesehen hatte, selbst zu dirigieren, wie wir alle es sehr wohl wünschten. Endlich aber — und dies war die Hauptsache — waren die jungen Pariser Löwen, die Herren des Jockey-Clubs, empört, daß kein Ballett in der gewöhnlichen Form und zu der gewöhnlichen Zeit, d. h. im zweiten Akt, stattfände. Es war notorisch, daß die Ballettdamen eine Erhöhung ihrer Gage von diesen Herren erhielten, und daß die letzteren gewohnt waren, nach beendigtem Diner in die Oper zu gehen, nicht um Harmonie zu hören, sondern um die unnatürlichste und scheußlichste Ausgeburt der modernen Kunst, das Ballett, zu sehen, nach dessen Beendigung sie sich hinter die Kulissen zu näherem Verkehr mit den springenden Nymphen begaben. Was lag diesen vornehmen Wüstlingen an der Aufführung eines keuschen Kunstwerks, das den Sieg der heiligen Liebe über den Sinnenrausch feiert? Oder vielmehr, es lag ihnen nicht nur nichts daran, sondern sie mußten es von vornherein, noch ehe sie es gehört hatten, lassen und verdammen.“

Die Generalprobe ging trotz all dieses drohenden Unheils ohne äußere Störung vor sich.

Dann kam der Tag der Aufführung. Alles schien anfangs gut zu gehen; der Einzugsmarsch fand stürmischen Beifall, der ganze erste Akt verlief ohne Störung. Da plötzlich, bei der herrlichsten Stelle des ganzen Werkes, bei dem hinreichend poetischen Wechsel aus dem wüsten Bacchanal da unten in die reine Morgenstille des Thüringer Waldtals, bei den Klängen der Schalmei und des Hirtenliedes brach der Lärm los. Daß es gerade hier geschah, war schon ein Beweis für die absichtliche Vorbereitung des Skandals: die eleganten Herren des Jockey-Clubs nahmen silberne Pfeifen aus den Taschen und begannen, wie auf ein gegebenes Zeichen, die Musik mit einem Pfeifensensamble zu begleiten; gleichzeitig entstand ein Lärmen und Trampeln, wie es nie gehört worden war. Daß diese Scene nicht aus einem Mißfallen des Werkes herborging, war offenbar, sonst hätte sich dieses nicht mit solcher Plötzlichkeit und allgemein gezeigt.

Die Künstler auf der Bühne suchten sich zur Wehr zu setzen; Albert Niemann zeigte den Lärmenden seine offenbare Empörung. Schließlich wußten die an Zahl doch überlegenen Freunde des Meisters und seines Werkes es doch durchzusetzen, daß die Aufführung ihren Fortgang nahm, obwohl sie auch noch im weiteren Verlauf gestört wurde.

Und die Feinde Richard Wagners waren hartnäckig; auch die zwei folgenden Aufführungen wußten sie in der gleichen lärmenden Weise zu stören; die Phalanx der Herrchen mit den silbernen Pfeifen wankte und wich nicht, bis Richard Wagner sein Werk zurückzog. Seine Gegner vom Jockey-Club waren zu mächtig; ohne diese Herren, die die besten Plätze im Theater und die Ballettdamen bezahlten, konnte die Oper in solchem Glanze nicht weiter bestehen. Gegen diese Macht war nicht anzukämpfen.

Die Fürstin Metternich hatte es bei der ersten Aufführung nicht fehlen lassen, ihre Macht zugunsten Wagners geltend zu machen. Sie sandte Freunde in verschiedene Logen, um die Insassen, die ihr bekannt waren, bitten zu lassen, eine gnädigere Haltung einzunehmen. Aber vor die Wahl gestellt, die Freundin vom Ballett für einen Abend zu verlieren oder die Gunst der Fürstin, entschied man sich gegen letztere. — Wagner hat auch in Paris schließlich gesiegt. Das Besondere jenes Fiascos vor fünfzig Jahren lag nur in den lächerlichen Gründen der Ablehnung, die zeigten, daß Paris damals nicht die Hauptstadt der Kunst, sondern die der Sittenlosigkeit war. Der Hexensabbat vom 13. März in der Großen Oper war ein echtes Pariser Sittenbild aus der Zeit des zweiten Kaiserreichs: man piff ein Genie aus, nicht weil man es nicht zu begreifen vermochte, sondern einzig und allein, weil es die Fische in den freivoligen Lebensgenüssen zu stören drohte.

### Schach.

Unter Leitung von S. Alabin.

Um den Rückstand einzuholen, verzichteten wir auf sonstige Rubriken unserer Schachspalte zugunsten einiger Partien aus dem Turnier von San Sebastian, in dem der Stand bis gestern folgender war: Capablanca 7 1/2, Larrasch 6 1/2, Rubinstein 6 (2), Bidmar 6 (1), Epichmann 6, Marshall, Schlicher 5 1/2 (1), Teich-

mann 4 1/2 (1), Marocz 4 1/2, Niemzowitsch 4 (2), Burn 4, Bernstein 3 1/2, Janowski 3 (1), Leonhardt 3, Duras + 2 (1).

#### Espanisch (23. Februar).

- G. Marocz Dr. Larrasch  
Weiß. Schwarz.
1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, a6!; 4. La4, Sf6; 5. 0-0 (Stm üblichst). Jedoch ziehen wir 5. De2! vor).
5. . . . . Sf6xe4!  
6. d2-d4! . . . .
6. Te1, Sc5 gewinnt nur den Bauer mit Ausgleich zurück.
6. . . . . b7-b5!
- Die Affen über 6. . . . eXd4! ? sind noch nicht ganz geschlossen. In einer berühmten Korrespondenzpartie Berlin-Riga geschah: 7. Te1 (De2!) 7. . . . d5; (f5!?) 8. SXd4, Ld6!; 9. Sxc6, Lxb2!; 10. Kh1 (Bei 10. Kxh2, Dh4?; 11. Kg1, Dxf2?; 12. Kh1, Dh4? zc. erfolgt Remis durch ewiges Schach.) 10. . . . Dh4; 12. Txe4!, dxe4; 13. Dd8!; Dxd8; 14. Sxd8!, Kxd8; 15. Kxh2, L66 und Schwarz (Riga) hatte ein gutes Spiel. (Gewinn ausg.)
7. La4-b3 d7-d5  
8. a2-a4 . . . .
- Ausichtsvoller ist 8. dxex1, L66; 9. c3, wenn gleich auch dann mit dem Kaiserlichen Wandler 9. . . . Sc5, 10. Lc2, Lg1 nebst ev. Sc6 zc. auf Ausgleich rechnen darf.
8. . . . . Sc6xd4!  
9. Sf3xd4 e5xd4  
10. Sb1-c3 . . . .
10. axb5, Le5; 11. c3, 0-0! ergibt nur Ausgleich. Oder 10. Dxd4?, L66; 11. c3, e5; 12. De5, Ld6!; 13. Dxe7, Kd7! zc. zugunsten von Schwarz.
10. . . . . Se4-f6  
10. . . . . dxex3? geht nicht wegen 11. Lxd5. Dagegen dürfte 10. . . . Sxc3; 11. bxc3, Le7; 12. Dxd4, 0-0; 13. axb5, Lb7 zc. zum Ausgleich genügen.
11. Dd1xd4 c7-c5  
In Betracht kam Lb7!
12. Dd4-e5f Lc8-e6  
13. Lb3xd5! Sf6xd5  
14. Tf1-d1 Dd8-d6  
14. . . . Ld6?; 15. Dxc6, Tf3; 16. Lg5! zc.  
15. Td1xd5! Dd6xc5  
16. Td5xe5 Lf8-d6  
17. Te5-e1 b5-b4  
18. Sc3-e4 Ld6-e7  
19. Lc1-g5 Le7xg5  
19. . . . f6?; 20. Sxc5! zc. Jedoch 19. . . . Te8! gewann ein Tempo.  
20. Se4xg5 Ke8-e7  
21. Te1-e5 Ta8-c8  
22. Ta1-e1 Tc8-c6  
23. f2-f4 g7-g6  
24. g2-g4 c5-c4  
25. h2-h4 . . . .  
Besser Kf2!  
25. . . . . h7-h6  
26. Sg5xc6 Tc6xc6  
27. Te5xc6 f7xc6  
28. f4-f5 g6xf5  
29. g4xf5 Ke7-f6  
30. Te5xc6f Kf6xf5  
31. Te6xa6 Th8-d8  
32. Ta6-b6 Td8-d2  
33. Tb6xb4 Td2xc2  
34. a4-a5 Te2-c1f  
35. Kg1-f2 Te1-a1  
36. Tb4-b5f . . . .  
Besser Txc1!  
36. . . . . Kf5-g4  
37. Kf2-e3 Kg4xh4  
38. Ke3-d4 Kh4-g4  
39. Kd4xc4 h6-h5  
40. b7-b4 h5-h4  
41. Tb5-b3 . . . .  
Besser Tb6! nebst ev. a5-a6.  
41. . . . . h4-h3  
42. Tb8-h3 Kg4-g3  
43. Ke4-b5 h3-h2  
44. a5-a6 h2-h1D  
45. Th8xh1 Ta1xh1  
46. a6-a7 Th1-a1  
47. Kb5-b6 Remis.

#### Damengambit. (21. Februar. Leonhardt - Duras.)

1. d4, d5; 2. c4, e6 (c6!); 3. Sc3, c5; 4. e3 (Sf3!), 4. . . . . Sf6;  
5. Sf3, Sc6; 6. Ld3, a6; 7. 0-0, dxex4; 8. Lxc4, b5; 9. Ld3, Lb7; 10. a4, b4 (besser 10. . . . . c4!; 11. a6, a6; 12. Txa8, Lxa8 zc.); 11. Se4, Sxe4; 12. Lxe4, Db6 (Nasser zog hier gegen Janowski Sa5!); 13. a5!, De7 (13. . . . . Sxa5?; 14. Da4f, Sc6; 15. Se5 zc.); 14. Da4, Tc8; 15. Ld2!, f5; 16. Ld3, Dd7; 17. Db3!, h6?; 18. Le4, Kf7?; 19. d5 (mit 19. Lxe6f1, Dxe6; 20. d5 nebst dxex6f1 gewann Weiß eine Figur); 19. . . . . exd5;  
20. Lxd5f, Kf8; 21. Tfd1? (Le4!); 21. . . . . Sd4!; 22. cxd4, Lxd5; 23. De3, Lxf3; 24. Dxf3, cxd4; 25. Dd3!, Dd6; 26. g3, g5; 27. Ta4!, Tb8; 28. Le1! (28. Le3?, dxex3; 29. Dxd6f, Lxd6; 30. Txd6f, Ke7; 31. Txa6, e2 zc.); 28. . . . . Tb5; 29. b3, Th7; 30. Dxd4!, Dxd4; 31. Txd4, Lc5; 32. Te4, Tb7 Remis. Eine schlecht gespielte, aber lebhafteste Partie.

#### Espanisch. (23. Februar. Capablanca - Burn.)

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, a6; 4. La4, Sf6; 5. d3, d6; 6. c3, Le7; 7. Sbd2, 0-0; 8. Sd1, b5; 9. Le2, d5; 10. De2, dxex4; 11. dxex4, Lc5; 12. Lg5, Le6; 13. Sc3, Tfe8; 14. 0-0, De7 (Lxe3!); 15. Sd5, Lxd5; 16. exd5, Sb8; 17. a4!, b4; 18. cxb4, Lxb4; 19. Lxf6!, Dxf6; 20. De4!, Ld6 (20. . . . . Dg6; 21. Dxb4, Dxc2; 22. Tacl zc. ist auch nicht besser); 21. Dxb4f, Kf8; 22. Sh4, Dh6; 23. Dxb6, gxb6; 24. Sf5, h5; 25. Ld1, Sbd7; 26. Lxb5, Sf6; 27. Le2!, Sxd5; 28. Tfd1, Sf4; 29. Lc4, Ted8; 30. h4, a5; 31. g3, Se6; 32. Lxc6, fxc6; 33. Se3, Tdb8; 34. Se4, Ke7; 35. Tacl, Ta7; 36. Tdcl, Kf6; 37. Te3, Tb4; 38. b3 und Weiß gewann.

#### Wiener Partie (23. Febr. Schlechter - Janowski.)

1. e4, e5; 2. Sc3, Le5; 3. Sf3, d6; 4. Sa4, Lb6; 5. Sxb6, axxb6;  
6. d4, exd4f 7. Dxd4, Df6; 8. Ld3, Sc6; 9. De3, Sge7; 10. 0-0, 0-0; 11. c3, Sg6; 12. Sd4, Sxd4; 13. cxd4, Ta8; 14. d5, Ld7; 15. Le2, Tfa8; 16. f4, Tfe3; 17. Dg3, Dd4; 18. Tf2, f5 (Gemagt. Das Qualitätsopfer auf e4, das auch den Bd5 gewann, kam in Betracht); 19. Ld2!, fxe4; 20. Lc3, Dxd5; 21. f5! (21. Lb5, Dxb3; 22. axb3, Txa1f zc. ist minder gut); 21. . . . . e3? (Lxf5! sollte geschahen); 22. Tf1, e2; 23. Lb3, cxd4f; 24. Txf1, Dxb3; 25. axb3, Se5; 26. f6, Sg6?? (Demoralisation! . . .)  
27. f7f. Schwarz gibt auf.